



Kora Decker

jetzt ist heute

Mein Leben nach der Diagnose

dtv
premium

Mir ist heiß. Unverständliches Stimmengemurmel dringt von irgendwoher. Ich öffne meine Augen, grelle Helligkeit blendet mich. Ein erstauntes Gesicht, so schwarz, dass man die tief liegenden Augen kaum erkennen kann, schaut mich durch das Seitenfenster an. Es dauert einen Moment, bis mir klar wird, wo ich bin. Ich liege verknautscht auf dem Rücksitz eines nach Wunderbaum stinkenden Mietautos mitten im Outback Australiens, nachdem ich länger als 24 Stunden unterwegs gewesen bin.

Endlich. Mein Traum hat angefangen, und ich verschlafe ihn. Unwillkürlich muss ich lächeln, das Gesicht der Aboriginesfrau verschwindet wieder aus meinem Blickfeld.

Vor fast zwei Jahren hatte mir ein Arzt gesagt, dass ich Brustkrebs habe. Die Welt stand plötzlich, wie nach einer Notbremsung, still für mich. Und jetzt bin ich einmal um sie herumgeflogen. Sie dreht sich wieder, und das schon länger. Langsam hat mein Leben wieder an Geschwindigkeit gewonnen, die Tage sind vergangen, einer nach dem anderen. Viele, viele Tage voller Angst und schwerer Traurigkeit. Krankenhaus, Chemotherapie, Bestrahlung, Antikörpertherapie. Seltene Tage, die ich ohne die Krankheit nicht erlebt hätte, und manche davon möchte ich nicht mal missen.

Langsam entknote ich meine langen Beine und rutsche aus dem Auto. Die senkrechte Sonne der Südhalbkugel knallt auf den schäbigen Supermarktparkplatz in Alice Springs. G'day! Ich habe es geschafft, hier zu sein, und in diesem Moment kommt es mir vor, als wäre ich am schönsten staubigen Ort auf Erden.

12. Juni 2006

Schnell setze ich meine Sonnenbrille auf. Vor der Tür des Krankenhauses lauert ein sattgrüner Sommertag, wie es sie nur im Juni gibt. Aber mir ist kalt. Wie in Trance stehe ich nach meinem Termin beim Radiologen vor der Klinik. Ich fühle mich wie aus Stein, nur dass Skulpturen keine Gänsehaut haben (wäre ein bisschen viel verlangt vom Bildhauer!). Die Ergebnisse meiner drei Tage vorher ausgeführten Stanzbiopsie, einer Entnahme von tumorverdächtigem Gewebe mithilfe einer Vakuumnadel, sind positiv – also negativ: Ich habe Brustkrebs.

Als mir der Radiologe mit ernster Miene das Ergebnis der Biopsie an meiner rechten Brust mitteilt, bekomme ich nur die Worte »doch bösartig«, »Tumor« und »Operation« mit. Es ist unglaublich, wie die Seele ihre Rollläden runtersausen lassen kann, wenn es ihr zu viel wird. Die Frau, mit der er spricht, kann einem leidtun, die hat jetzt die Gewissheit, an Krebs erkrankt zu sein. Schon der Hammer. Die Arme. Ich drehe mich zur Seite, aber da ist niemand. Die Frau bin ich.

Wenn man sich von einer Minute auf die andere auf einem Drahtseil über einem Abgrund wiederfindet, sieht man plötzlich vieles ganz anders. Nichts von den vermeintlich wichtigen Dingen in meinem Leben hat noch Bedeutung, und ich fühle mich fremd in meinem eigenen Körper, nachdem wir es 44 Jahre gut miteinander ausgehalten haben. Ich horche in mich rein, aber da ist außer dem Dauerbrummtton der Angst, der mich noch viele Monate begleiten wird, nur Leere. Irgendwie hat sich meine Seele abgekoppelt. Sie weiß nichts anzufangen mit ihrem alten Kumpel Körper, der plötzlich ausgeflippt ist. *Ich – Krebs*: zwei Wörter, die in meinem Hirn nicht zueinanderfinden wollen. Dabei bin ich ganz sicher gewesen, dass das hässliche, schwarze Loch, das ich im Ultraschallbild gesehen

habe, nicht auch eines in mein Leben reißen würde. Ich konnte doch nicht so krank sein, das hätte ich gemerkt!

Der nette Röntgenarzt versucht mir Mut zu machen, gerade bei Brustkrebs gäbe es viele effektive Therapiemöglichkeiten, international werde hierzu besonders umfangreich geforscht. Sogar eine Chemotherapie sei keineswegs zwingend, in vielen Fällen würden ein paar Wochen Bestrahlung ausreichen.

Mein Herz klopft nicht mehr ganz so heftig.

Er wolle erst mal die genaueren pathologischen Befunde abwarten, die ein paar Tage dauern würden. Aber um ein Krankenhaus und einen Operationstermin solle ich mich trotzdem schon kümmern.

Wie es sich gehört in solchen Momenten, zwitschern die Vögel in der Grünanlage weiter, junge Mütter schieben fröhlich plaudernd ihre Kinderwagen vorbei, sind unterwegs zu irgendeinem Baby-Event. Die Menschen freuen sich über total banale Dinge: das schöne Wetter, den ersten Sieg der Deutschen bei der Fußball-WM, aber wahrscheinlich nicht darüber, dass sie gesund sind. Dabei sollten sie sich freuen. Sie haben Glück. Ich nicht. In meiner Brust wohnt ein Alien.

Und irgendwie bin ich nicht die supertoughe Sigourney Weaver, die gleich mit einem Flammenwerfer in der Hand losmarschieren würde, um dem Vieh aufzulauern und es zu vernichten. Meines ist unsichtbar. Erst mal habe ich nur Schiss.

Ich bin noch nie besonders scharf darauf gewesen, zum Arzt zu gehen, weder zum Orthopäden (egal, ob es sich um meinen Kiefer oder eine lädierte Kniescheibe gehandelt hat) noch zum Internisten, Gynäkologen und schon gar nicht zum Zahnarzt. Trotzdem habe ich die halbjährliche Vorsorgeuntersuchung regelmäßig absolviert. Zwei meiner Freundinnen sind innerhalb von drei Jahren an Brustkrebs gestorben, das hatte mich nachhaltig aufgerüttelt. Nach einiger Zeit wurde aber mit der

monatlichen Selbstuntersuchung der Brust wieder ordentlich geschludert: weil eigentlich trifft es ja doch die anderen.

Aber hin und wieder dachte ich daran.

Vor Kurzem habe ich meine Brüste abends ausnahmsweise im Liegen abgetastet. Wie ein elektrischer Schlag durchzuckte es mich, als ich plötzlich in der rechten Brust eine harte Bohne fühlen konnte. Klein zwar, aber deutlich vom anderen Gewebe zu unterscheiden.

Fühlt sich Krebs *so an*? Und wie lange war das Ding überhaupt schon da? Nach einer unruhigen Nacht habe ich am Tag darauf sofort einen Termin bei meinem Frauenarzt vereinbart, der mir nach dem Abtasten im Stehen den Verdacht nicht bestätigen wollte. Vielleicht sollten Gynäkologen die Brust der Patientinnen auch im Liegen untersuchen, so wie sie es ihnen empfehlen. Es gibt Tumore, so wie meiner, die sich im Stehen »verstecken«. Vor lauter Aufregung habe ich selbst nicht daran gedacht, ihm diesen Vorschlag zu machen, und natürlich wollte ich gerne hören, dass alles in Ordnung sei, auch wenn ich davon nicht ganz überzeugt war. Deshalb wollte ich auf Nummer sicher gehen und ließ mir eine Überweisung zur Mammographie geben.

Nachträglich ärgert es mich, dass ich nicht daran gedacht habe, meine Busenfreundinnen (wie passend!) den Knoten mal tasten zu lassen, solange er noch da war. Dann wüssten sie wenigstens, wie sich so etwas anfühlen kann. Diese umwerfende Idee hatte ich erst viel später, als die Bohne schon eingeweckt in der Pathologie stand.

Mittlerweile weiß ich auch, dass es für Gynäkologen und Patientinnen medizinische Brustdummys aus Silikon gibt, in denen verschieden große Knoten verborgen sind zum Üben. Außerdem werden Blinde speziell ausgebildet in der medizinischen Tastuntersuchung, da ihr Fingerspitzengefühl das der Sehenden weit übersteigt.

Den nächsten Auftritt auf meiner Ärztetournee hatte ich dann beim Radiologen.

Dank meines eher sorglosen Gynäkologen ließ ich die Mammographie noch relativ locker über mich ergehen. Als ich aber bei der Ultraschalluntersuchung am Rand des Bildschirms meinen Namen und die Zahl des Teufels im Datum 06.06.06 entdeckte, außerdem mitten in der Sonographie ein schwarzes Loch, wurde mir doch unheimlich.

Der Arzt meinte, zur genauen Abklärung müsse man umgehend eine Stanzbiopsie vornehmen. Dafür bekam ich ein paar Tage später einen neuen Termin in einer Klinik, die die moderneren Geräte hatte. Meine Stimmung schwankte zwischen betoniertem Basisoptimismus und Angst vor der Gewissheit hin und her wie eine Schiffschaukel auf dem Jahrmarkt.

Drei Tage musste ich auf den Befund warten. Nach der Biopsie an einem Freitag konnte ich mich nicht dazu durchringen, meinen Schreibtisch im Verlag so aufzuräumen, als würde ich in der Woche darauf *nicht* da sein. Quasi mein eigener Prophet sein, nö, nö.

Meinen Kollegen erzählte ich eine harmlose Variante des Szenarios. Das Ganze müsse sicherheitshalber abgeklärt werden, und am Montag würde ich nur etwas später kommen. Weitergehenden Gesprächen wich ich aus.

Mein Motto für das anstehende Wochenende des Wartens war: »Was ich nicht weiß, macht mich (noch) nicht heiß.« Ich wollte nichts zerreden oder den Teufel an die Wand malen. Auch wenn es schwerfiel abzuschalten, bei einer Wanderung und einem Besuch bei meinen Nichten und Neffen schaffte ich es, mich abzulenken.

Eigentlich fühlte ich mich aber ziemlich dünnhäutig und allein. In meiner katholischen Kindheit hatte ich in schwierigen Situationen Gott gerne mal ein kleines Geschäft vorgeschlagen:

»Wenn ich noch eine Vier in Mathe bekomme, dann werde